Feuilleton.

Wildes Leben

Amerikanischer Roman von Sylvanus Cobb.

(Fortsetzung.)

„Pa'," sprach das junge Mädchen, indem es näher an ihn herantrat und eine magere weiße Hand, an deren Fingern viele Juwelen blitzten, auf seine Schulter legte, „Pa', — wir brauchen Geld!"

„Wer ist wir?" fragte der Fifth Avenue Mann, indem er die Hand seiner Tochter mit einem matten Lächeln in die seine nahm.

„Nun, — Ma' und ich!"

„Ach — ja. Und wie viel brauchen wir?" —

„Stelle doch nicht so thörichte Fragen! Wie können wir auf den Cent sagen, wie viel wir brauchen! Ich habe gestern einige Einkäufe gemacht, heute kommen die Rechnungen und Ma' und ich müssen heute wieder ausgehen, die Saison hat ja begonnen und da braucht man allerlei."

„Ja wohl!" — und während er sprach, zog der Kaufmann sein Taschenbuch hervor und nahm aus demselben fünf Hundertdollarnoten heraus. „Da," fuhr er fort, und eine Wolke des Schmerzes zog über sein Gesicht, „da sind fünfhundert Dollars; ich denke, das wird genügen."

„Ja," sprach Isabella, indem sie das Geld nahm und es in ihre Uhrtasche steckte, „ich denke wohl auch, daß es für heute genügen wird; ich hoffe, Du mißgönnst es mir nicht?"

„Nicht im Geringsten, mein Kind. Alles, was ich verlangen kann, ist, daß Du Dich vorsiehst; ich wünsche, daß Du bedenkst, wie Geld allein nicht glücklich zu machen vermag."

„Und wir wollen auch nicht vergessen, daß das Leben ohne Geld nur eine armselige Sache sein würde," entgegnete das Mädchen mit leisem, kurzem Lachen.

„Willst Du heute ausfahren?" fragte der Vater.

„Ja."

„Willst Du nicht vielleicht Ellen besuchen?"

„O nein, verlange das nicht von mir, Pa'! Nicht um Alles in der Welt möchte ich zu diesen gemeinen Leuten!"

„Gemeine Leute? — Und was macht sie denn gemein?" — — —

„Was sie gemein macht? — Ei, — sie sind arm, — sie leben in einer Shanty und arbeiten gerade so, wie Pferde und Ochsen es thun!"

„Höre, Kind," sprach Mr. Tiverton mit ziemlicher Strenge und Bitterkeit, „Du sprichst da sehr thöricht! Jene Frau, welche unsere arme Nelly jetzt pflegt, ist für die Menschheit von größerem Werthe, stiftet mehr Nutzen auf Erden und hat unendlich mehr Ansprüche auf Achtung als hundert solcher Wesen wie Du! Und überdies ist sie eine sehr feingebildete Frau und ihr Sohn ist einer der edelsten jungen Männer, einer der würdigsten Menschen, die ich jemals kennen gelernt habe!"

„Du bist sehr schmeichelhaft gegen die Deinigen," sprach Isabella mit unverhehlter Empfindlichkeit.

„Ich kann nicht anders; Gott weiß es, mein Kind, daß es mir weh thut, so sprechen zu müssen. Warum willst Du nicht gehen, die arme Nelly zu besuchen? Sie würde sich so herzlich darüber freuen."

„Nein, — ich werde es nicht thun; ich mache mir nichts daraus, wenn ich sie auch nie wieder zu sehen bekäme, — gar nichts!"

„Wie? — Isabella?"

„Nein, ich mache mir nichts daraus! Du hälft sie für besser als alle anderen und möchtest sie als ein Muster hinstellen!"

„Ich würde mich allerdings freuen, wenn Du ihr nachahmtest, mein Kind!"

„O ja, das hast Du ja ihr auch gesagt!"

„Woher weißt Du, daß ich ihr das gesagt habe?"

„Ma' hat es gehört!"

„Und Deine Mutter hat es Dir wiedererzählt?"

„Ja, das that sie; Ma' sagt mir Alles, was sie ärgert!"

Bei diesen Worten wendete sich das junge Mädchen rasch um und verließ das Zimmer; Paul Tiverton blickte ihr nach, bis sie verschwunden war, dann erhob er sich und begann im Zimmer auf und ab zu gehen.

„O Julie! Julie!" flüsterte er mit gebrochener Stimme, während seine ganze Gestalt vor Aufregung bebte, „wie kannst Du so handeln? — Was habe ich begangen, daß Du mich auf diese Weise in Elend und Jammer bringst? — Warum versuchst Du unser Kind auf denselben verderblichen Pfad zu leiten, den — — — ach, Ihr Beide seid verloren — Beide! Beide! Mein Kind hat kein Herz mehr! Es ist Alles gebeugt und verkümmert worden, bis die Seele sich in ein Marmorgebäude verwandelt hat, in welchem nur die Gedanken und Phantasiegebilde des vornehmen Lebens, — jenes verwünschten Treibens, ihren Wohnsitz aufschlagen können. Wollet Ihr nur dem Luxus fröhnen, so sehr es Euer Herz begehrt, mit Freuden wollte ich Euch die Mittel dazu in die Hand geben und wenn es mein halbes Vermögen kostete, — wenn Ihr nur ein wenig Zeit für edlere Gedanken fändet, — aber —"

Er konnte sich seinen Betrachtungen nicht länger hingeben, denn in diesem Augenblick öffnete sich die Thür und ein Knabe trat ein. Der Kaufmann wendete sich nach ihm um, breitete seine Arme aus und zog den Eintretenden an sein Herz. Dieser war Paul Tiverton's Sohn; er und Isabella waren die einzigen Kinder, welche der Kaufmann und dessen Gattin noch besaßen, denn die anderen Kinder, mit welchen der Himmel sie beglückt hatte, waren nicht am Leben geblieben; sie verdankten ihr Dasein einer Mutter, deren Gesundheit schwach und zerrüttet war, so daß sie schon von ihrer Geburt an den Keim der Krankheit in sich trugen.

Konrad war vierzehn Jahre alt und ein einziger Blick auf sein bleiches, eingefallenes Gesicht genügte, um den Beobachter zu überzeugen, daß er dieser Welt nicht mehr lange angehören konnte. Er war für sein Alter sehr groß, aber schlank und schwächlich gebaut, er besaß wohl einen starken, klaren, Alles erfassenden Geist, allein dem Körper gebrach es an Kraft, diesen Geist in sich zu erhalten. Seine Brust war schmal und eingesunken — die Schultern nach vorn zu gerundet, sein Gang matt und schwankend, aber er hatte einen edelgeformten Kopf — seines Vaters Kopf und seines Vaters großmüthige Seele.

„Nun, mein lieber Junge," sprach der Kaufmann, indem er sich niedersetzte und Konrad auf seine Kniee zog; „wie befindest Du Dich heute?"

„Sehr wohl, mein Vater."

Aber ach! — Wie hohl klang jene Stimme! — Der arme Vater bemerkte es und ein kalter Schauer durchrieselte seinen Körper; er zwang sich jedoch zum Lächeln und sprach in heiterem Tone: „Ach, wenn nur erst die Sommerszeit kommt und Du kannst hinaus auf das Land, kannst über die grünen Wiesen und Felder hinweglaufen, dann wirst Du wieder Kräfte sammeln und so frisch und munter werden wie irgend Einer."

Das Gespräch zwischen Vater und Sohn wurde durch ein Klopfen an der Thür unterbrochen; eine Dienerin trat ein und meldete: „Ein gebrechlicher Greis wünscht Mr. Tiverton zu sprechen." Die Erlaubniß dazu wurde gegeben und wenige Augenblicke darauf stand David Kid's gebeugte und von Stürmen und Sorgen verheerte Gestalt vor dem reichen Handelsherrn.

Der alte Mann bildete einen eigenthümlichen Kontrast mit der reichen, prachtvollen Umgebung, was er auch selbst wahrzunehmen schien, denn er zitterte sichtlich, — wiewohl dieses Zittern seinen Grund vielleicht auch in der körperlichen Schwäche haben konnte. Als ihm der Herr des Hauses jedoch mit eigener Hand einen Stuhl hingesetzt und ihn mit freundlichem Lächeln zum Niedersetzen eingeladen hatte, schien David sich heimischer zu fühlen und begann etwas ruhiger zu werden.

„Sie sind vermuthlich gekommen, um mich zu sprechen," begann der Kaufmann, der sehr ruhig und mild sprach und nicht den geringsten Abscheu vor den zerlumpten Kleidern seines Besuchers zur Schau stellte.

„Sie sind Herr Paul Tiverton?"

„Ja, so heiße ich."

„Wohlan, mein Herr, ich wünschte Sie zu sehen. Ich bin viele Jahre lang zur See und eine bedeutende Reihe von Jahren von meinem Vaterlande entfernt gewesen. Vor einer Woche kam ich in Boston an und erreichte New York heute Morgen; mein einziger Wunsch ist, meine Freunde wieder aufzufinden. Nach Einigen derselben, die ich in Boston zurückließ, habe ich schon Nachforschungen angestellt, allein sie weilen nicht mehr unter den Lebenden. Eine Person aber wünschte ich aufzufinden, wenn anders sie noch am Leben ist und zu diesem Zwecke bin ich hierhergekommen; wissen Sie, ob Tante Rosa Church noch lebt?"

„Church?" wiederholte Tiverton. „Ei — sie ist die Tante meiner Frau — die Schwester von deren Vater."

(Fortsetzung folgt.)

Bruder Dominik gestorben. Vom Michaelsberg bei Untergrombach, der höchsten Erhebung des Kraichgaues, kommt die Nachricht, daß der Bewirthschafter des ausgedehnten Gutes und Kustos der den Gipfel des Berges beherrschenden Wallfahrtskapelle, Philipp Wörsdörfer im Alter von 82 Jahren gestorben ist. Seit 42 Jahren verwaltete Wörsdörfer das große Bauerngut und die treffliche Wirthschaft, die mehr noch als die altehrwürdige Michaelskapelle ganze Heere von „fahrenden Scholaren" aus weitem Umkreis auf den Berg gelockt hat. Dabei war der äußert gesellige und liebenswürdige „Bruder Dominik" auch durch Verbesserung der Wegzugänge bestrebt, der Touristenwelt den Besuch seiner idyllisch gelegenen Einsiedelei nach Möglichkeit zu erleichtern. Stundenlang konnte sich der einsame Wanderer mit dem frommen, aber keineswegs fanatischen „Bruder" über vergangene Zeiten und die Geschichte des Michaelsberges, des Kraichgaues und des badischen Landes unterhalten. Wie verlautet, geht das ganze stattliche Berghesitzthum mit dem Tode Wörsdörfers in den Besitz der erzbischöflichen Kurie in Freiberg über. Dem braven Bruder Dominik aber wird man in der Welt der Wanderfreunde noch lange ein dankbares Andenken bewahren.

Der Erbe.

Kriminalroman aus dem Russischen.

(Fortsetzung.)

Alle blickten den Grafen gespannt an. Auch Michail, der bei Tisch bediente, ließ seine Luchsaugen scharf auf dem etwas bleicher gewordenen Gesicht seines Herrn ruhen.

„Wo ist der Handkoffer? Könnte ich ihn nicht sehen?"

„Gewiß, Herr Graf, ich selbst habe ihn in Verwahrung," entgegnete der Untersuchungsrichter zuvorkommend.

„So gestatten Sie mir wohl, bald nach X. zu kommen, um mich durch den Augenschein zu überzeugen, ob meine Voraussetzung zutrifft? Karmitow ist ein naher Verwandter von mir."

Niemand sagte ein Wort. Das freimüthige Bekenntniß des Grafen setzte die meisten Anwesenden in Erstaunen.

„Die Schwester meines Vaters entfloh mit dem Hauslehrer ihrer Brüder und wurde von ihrer Familie verstoßen. Sie hatte einen Sohn, bei dessen Geburt sie starb, er hieß Feodor wie sein Vater."

„Und Sie kannten Ihren Vetter?"

„Nein, ich habe mir die größte Mühe gegeben, ihn zu finden, um mich des armen Menschen anzunehmen, ich fürchte, es muß ihm ein Unglück zugestoßen sein. Bitte, forschen Sie nach, thun Sie alles, um eine Spur zu entdecken, Herr von Morschowskoi."

„Gewiß werde ich es," sagte der Untersuchungsrichter, „wir wollen später das Weitere besprechen."

Subotin verneigte sich zustimmend, dann wandte er sich wieder an seine Tischdame.

„Wie gut und edel Sie sind," sagte Natascha warm, „Sie nehmen sich Ihres armen Verwandten an und verleugnen ihn nicht."

Nicolaj sprach leise mit dem schönen Mädchen, er sagte ihr, daß ihre Anerkennung ihn glücklich mache. — Beide fühlten, daß der heutige Tag ein Wendepunkt in ihrem Leben wäre.

Vom untern Ende der Tafel ruhten ein Paar ernste, dunkele Augen auf dem Grafen und Natalia Wladimirowna; Alexander Kyrillowitsch dachte:

„Mich täuscht er nicht, Nicolaj Petrowitsch spielt Komödie. Er ist anders als er sich zeigt. Ich muß über das geliebte Mädchen wachen, ich liebe sie besser, reiner als jener glänzende Kavalier, aus dem die Leidenschaft für ihre Schönheit spricht."

Viertes Kapitel.

Schon zu Lebzeiten des alten Grafen brachte die Post selten Briefe, jetzt kamen nur noch Zeitungen an oder Briefe, die geschäftlichen Inhalt hatten und von dem Schreiber in der Kanzlei beantwortet wurden. Nicolaj Petrowitsch schien keine Privatkorrespondenz zu haben. Er hielt eine Menge Zeitungen, obgleich er kein großer Politiker zu sein schien, denn meist warf er nur einen flüchtigen Blick hinein und legte die Zeitungen fort.

„Es scheint, als ob der Graf etwas sucht," dachte Michail, „ich bleibe dabei, er verheimlicht etwas, aber ich werde es mit der Zeit schon erfahren."

Der versteckte Koffer erregte die Neugier des früheren geheimen Polizisten, Subotin hielt ihn stets ängstlich verschlossen und trug die Schlüssel immer in der Tasche. Das fiel um so mehr auf, da Subotin sonst eine merkwürdige Sorglosigkeit bekundete. Die Schieblade, in der er sein Geld hatte, blieb oft offen, Michail unterzog den Inhalt einer genauen Durchsicht. Es lagen einige Hundert-Rubel-Scheine und Gold und Silbergeld in dem Fach. Die Finger des Dieners zuckten, seine Augen funkelten habgierig, er öffnete und schloß die Schieblade dreimal, endlich konnte er nicht länger der Versuchung widerstehen und nahm ein Geldstück von fünf Rubeln.

„Er wird es nicht merken," dachte der Dieb, „wer so viel besitzt, kann diese lumpige Kleinigkeit entbehren." Im Mittelfach des Schreibtisches lag der Taufschein Nicolajs, Familiendokumente, die feststellten, daß der Besitzer des Schlosses ein Graf Subotin war.

Das Geld vertrank Michail mit seinem Freunde, dem Kutscher Iwan, in der Dorfschänke. Iwan hatte seinem Herrn Rache geschworen, weil er ihn wegen eines Vergehens geschlagen hatte. Lange steckten die beiden würdigen Zechkumpane die Köpfe zusammen, sie schmiedeten ihre Ränke gegen Subotin.

„Wir müssen uns vor dem alten Drachen, der Akulina, hüten," sagte Michail, „sie hinterbringt dem Grafen alles, und er bezahlt sie dafür. Ich werde mit ihr schön thun und sie glauben machen, daß ich sie heirathen würde."

Subotin war nach X. gereist, um den Handkoffer selbst in Augenschein zu nehmen. Er bat Morschowski, ihn sofort zu benachrichtigen, wenn sich etwas Neues in Sachen des verschwundenen Karmitow ereignete.

Eines Tages erhielt Nicolaj Petrowitsch einen Brief. Er saß gerade am Frühstücktisch, als die Posttasche gebracht wurde. Michail sah, wie sein Herr erblaßte, er stand vom Tische auf, ohne etwas gegessen zu haben.

„Ich habe einen wichtigen Brief zu beantworten," sagte Nicolaj, „sorge dafür, daß ich nicht gestört werde."

Der Diener verbeugte sich unterwürfig. „Sehr wohl, Herr Graf."

„Bringe mir Wein auf mein Zimmer," befahl Subotin, „den alten Madeira, den ich trinke."

Michail pfiff leise durch die Zähne, sobald er allein blieb; er wußte, daß der Graf immer starke Weine trank, wenn ihn etwas aufregte. Oft vergingen viele Tage, an denen er die Mäßigkeit selbst war. Was mochte ihm heute zugestoßen sein? Der Brief mußte daran schuld sein.

Als Michail dem Befehl seines Herrn folgte, stand Nicolaj am Fenster und schien so tief in Gedanken verloren, daß er den schleichenden Schritt Michails überhörte. Die Falkenaugen des Spürhundes sahen den Brief im blauen Umschlage auf dem Schreibtische liegen, im Nu hatte er an der oberen Seite des Kuverts gelesen, was er wollte. Der Name Morschowskois und seine Adresse waren deutlich aufgedruckt. Lautlos entfernte der Diener sich, nachdem er das silberne Tablett mit der Flasche und dem Glase auf ein Nebentischchen gestellt hatte.

Nach langer Zeit ließ sich wieder der klagende Ton hören, der von der Nordseite des Schlosses kommend, im südlichen Flügel kaum vernehmlich war. Mehrere Male hatte Subotin Akulina nach der Ursache dieses ihm äußerst unangenehmen Geräusches fragen wollen, und doch entschloß er sich nicht dazu. Es hätte wie Furcht ausgesehen, und die wollte er nicht zeigen. Je sicherer er auftrat, desto besser.

Jetzt las er noch einmal den Brief durch.

Morschowskoi theilte ihm mit, daß er die Nachforschungen nach Feodor Karmitow unermüdlich fortsetze und bat um die Antwort des Grafen, ob er ihm weitere Mittel zur Verfügung stelle.

Subotin brauchte lange, um die wenigen Zeilen zu schreiben, er verbrannte mehrere Bogen, bis er die Antwort zustande brachte. Er legte einige Hundertrubelscheine in das Kuvert, das sein Monogramm trug und bat darum, die Nachforschungen möglichst genau fortzusetzen, es geschähe ihm ein persönlicher Gefallen damit. Der Graf ließ sein Reitpferd satteln und sagte, er werde den Brief selbst zu dem im Städtchen belegenen Postamt besorgen.

Kaum war Subotin fortgeritten, so betrat Michail das Zimmer seines Herrn. Schnüffelnd zog der Diener die stark parfümirte Luft ein. Subotin brauchte ein starkes, englisches Parfüm, das Mode war und whiterose hieß. Alle seine Sachen, seine Kleider und seine Wäsche waren davon durchdrungen. Die scharfen Geruchsnerven des früheren Geheimpolizisten entdeckten noch etwas anderes in dem eben erst verlassenen Zimmer. Es roch nach verbranntem Papier. Spähend blickte Michail umher. Richtig, da lagen im Korbe die Reste eines verkohlten Briefes. Subotin mußte mehrere Bogen geschrieben haben, die er später vernichtet hatte. Vorsichtig holte Michail die Asche hervor. Ein Stück Papier war unversehrt geblieben.

„Wie sonderbar," dachte der Spürhund, „er hat Schreibübungen gemacht wie ein Kind. Es scheint fast, als ob er eine bestimmte Handschrift nachahmen wollte. Das große D zum Beispiel verändert sich jedesmal. Und hier die Unterschrift, er hat sie vier Mal ausprobirt, die Buchstaben sehen aus, als seien sie mühsam hingemalt. Nun, ich werde diese kalligraphischen Versuche doch lieber aufbewahren, wer weiß, ob sie mir nicht nützen werden."

(Fortsetzung folgt.)

Grundeigenthums-Uebertragungen.

C. B. Vandevort an The G. B. Schulte Sons Co., 25 bei 95 Fuß an der Nordseite der Blackford Straße, westlich von Freeman Avenue; $1.

E. W. Conant, Trustee, an The G. B. Schulte Sons Co., dasselbe Eigenthum; $6000.

E. W. Conant, Assignee, an dieselbe, dasselbe Eigenthum; $1.

Frederick A. Bien an Harry F. Flanigan jr., 18 bei 80 Fuß an der Südseite der Zweiten Straße, 50 Fuß östlich von Smith Straße; $1.

Kate Huber an John Feßler u. A., 20 bei 95 Fuß an der Nordseite von Hopkins Straße, 488 Fuß östlich von Freeman Avenue; $1.

John Feßler an Kate Huber, Eigenthum bekannt als No. 518 Conroy Straße; $1.

David H. Willey an Charles Zaeske, Lot 19 in John Hader's Unterabtheilung in Cheviot; $1.

The Lockland Brick Co. an The Home B. & L. Co., etwa 46 Acres Land in Section 3 in Springfield Township; $1.

Clara Agger an Oliver F. Koch, Lots 167 und 168 in Co-operative L. & B. Assn's Unterabtheilung; $1.

Samuel D. Cooper an Thomas A. Slattery, Lot 21 und Theil der Lot 20 in George Stribley's Unterabtheilung an Windsor Straße; $1.

Louise G. Destler an Rosa Longenberger, Trustee, 219 Fuß an der Ostseite der Petoskey Straße, 219 Fuß nördlich von Wooster Pike; $1.

The Provident Savings B. & T. Co., Trustee, an P. M. Schnorr u. A., Lot 153 in Lennox Place Unterabtheilung; $1.

Dieselbe an Arthur J. Brown, Lot 51 in Madison Place Unterabth.; $1.

Harrie D. Crone, Admr. an Fred C. Behring, Theil der Lot No. 75 in Unterabtheilung von Elizabeth Mill's Nachlaß an Bevis Ave.; $916.67.

Dieselbe an Louise S. Behring, Theil der Lots 75 und 76 in derselben Unterabtheilung; $916.67.

Charles Degenhart an Vereinigten Staaten, 10 Jahre Pacht auf das Eigenthum bekannt als St. Bernard Zweig Post Office; jährliche Pacht $660.

Louise E. Jones an Magdalena Harten, Lot 71 in Woodburn Heights Sub.; $1.

J. Frankel an The National Theatre Co., 5 Jahre Pacht auf Eigenthum bekannt als No. 126, 128, 130 und 132 West 5. Straße. Monatliche Miethe $785.50.

Rebekah F. K. Cole an Nellie A. Walsh, 35 Fuß an der südlichen Seite von Linsey Avenue, Ecke Cumberland Straße; $1.

Die Central Savings B. & T. Co. an Theobald Felß, 73 bei 100 Fuß an der nördlichen Seite von Chase Avenue in Cumminsville; $1.

Anne E. Hazenfield an Philipena Wamacks, 50 bei 138 Fuß an der östlichen Seite von Isabella Avenue, 138 Fuß südlich von Markbreit Ave.; $1.00.

Joseph B. Schroeder, Vormund an George E. Benz u. A., 25 bei 97 Fuß an der nördlichen Seite von St. Clair Straße, 225 Fuß östlich von Vine Straße; $1500.

Godfrey J. Phillips an George E. Benz u. A., 43 Fuß an der nördlichen Seite von St. Clair Straße, 250 Fuß östlich von Vine Straße; $300.

Elizabeth S. Helmig an George Benz u. A., 25 bei 97 Fuß an der nördlichen Seite von St. Clair Str., 225 Fuß östlich von Vine Straße; $1.

Katharine Rink an August H. Meier, 5 Jahre Pacht an 17 Acker Land in Section 16 in Springfield Township. Jährliche Miethe $100.

Joseph Corbon an John Weisbrodt, 1.48 Acker Land in Section 10 in Whitewater Township; $1.

Grundeigenthums-Hypotheken.

Neue Hypotheken.

Harry F. Flanigan an Fischmann L. u. B. Co., $1000.

John Feßler an Fischmann L. u. B. Co., $450.

Harry J. Lehman an Western German Bank, $3000.

Henry C. Shreve an Roberta Hall, $2000.

Bridget King an Fundamental L. u. B. Co., $3000.

Olive F. Koch an Clara Agger, $3300.

Arthur C. Risher Jr. an Harry Guttman, $3000.

Thomas Slattery an Eagle S. u. L. A., $4000.

Robert Franken an Brighton German Bank Co., $1300.

George E. Benz an Southwest End B. A., $3000.

John F. Smith an Jacob Loppacher, $800.

Anthony C. Schnecker an Michael M. Boggs, $500.

Philip Rodner an Charles M. Goldman, $100.

Theobald Felß an Central Savings B. & T. Co., $15,000.

Getilgte Hypotheken.

Meinrad C. Bothe an Chas. Cooper, $250.

Louis Juniet an Volunteer L. u. B. Co., $100.

Eliza F. Easton an C. W. Settle, $400.

Harry J. Lehman an Magdalena Archibald, $800.

Catherine Hopkins an M. A. Walsh, $315.

Evanston Christian Church an Hartina Moß, $8341.

Bridget King an Deutscher Landwehr B. u. L. Co., $2500.

Dieselbe an Jos. Ertel, $650.

Katherine Sears an German American L. u. B. Co., $4500.

Margaret A. Robinson an Home B. u. L. Co., $7600.

Die erste Dampfschiffahrt über den Atlantischen Ozean.

Welches Schiff hat zuerst den Atlantischen Ozean durchquert? England und Amerika nehmen diesen Ruhm für sich allein in Anspruch und der Streit der Meinungen ging lange Zeit erfolglos hin und her. War es, wie die Engländer behaupten, die „Great Western", oder, nach der amerikanischen Ansicht, die „City of Savannah", die es zuerst wagten, nur mit Hilfe der Dampfkraft in das Meer hinaus zu steuern? Die Frage hat sogar einst in der zweiten Sitzung des 61. Kongresses der Vereinigten Staaten zu einer lebhaften Debatte geführt. Ein Senator behauptete, das erste Dampfschiff sei von England herübergekommen und habe ein Buch mitgebracht, in dem allen Ernstes die Behauptung aufgestellt gewesen sei, ein Dampfer könne nie den Ozean überqueren. Dem widersprach ein anderer Abgeordneter. Das erste Dampfschiff, das sich überhaupt aufs Meer hinausgewagt habe, sei die „City of Savannah" gewesen, die von Savannah nach Liverpool gefahren sei. An diese Erklärung spann sich eine Auseinandersetzung, aus der man erfuhr, daß in Bristol in England ein Dr. Lardner um 1835 in einem Vortrage erklärt habe, weder der vielgenannte Dampfer „Great Western" noch irgend ein anderer Dampfer könne über den Ozean fahren, weil dies nur bei ganz ruhigem Wasser möglich sei und weil ein Dampfer nie den nöthigen Kohlenvorrath mitführen könne. Während des Vortrages sei draußen aber ein Lärm entstanden, weil der „Great Western" gerade auf seiner Rückreise von Amerika in Bristol angekommen sei.

Diese Angabe stimmt nicht, wie neuere Forschungen herausgefunden haben, weder im Datum noch im Inhalt. Dr. Lardner meinte nur, daß eine Frachtdampferlinie von Liverpool nach New York kaufmännisch unrentabel sein würde und hiermit war er nach dem damaligen Standpunkt der Maschinentechnik wohl im Recht. Ferner muß der Vortrag im Jahre 1838 stattgefunden haben, da der „Great Western" seine erste Fahrt von Bristol nach New York vom 8. bis zum 23. April 1838 ausgeführt hat.

Neuerdings hat nun Oberbibliothekar Richter in Dresden aus den amerikanischen Senatsdokumenten und aus dem aufgefundenen Logbuche der „Savannah" werthvolle Aufklärungen über die im letzten Heft der „Flotte" veröffentlicht. Es geht daraus in der That hervor, daß die „City of Savannah" der erste Dampfer gewesen sei, der den Ozean durchkreuzt hat und zwar bereits im Jahre 1819. Der zweite Dampfer war der „Royal William", der im Jahre 1831 von Quebec nach England fuhr.

Die „City of Savannah" war ein Dreimaster, hinter dessen Fockmast eine Dampfmaschine mit abnehmbaren Schaufelrädern eingebaut war. Ihre erste Reise verlief folgendermaßen: Sie fuhr am 28. März 1819, 10 Uhr vormittags, von New York ab; das Logbuch bemerkt, um 11 Uhr sei Wind aufgekommen u. die Mannschaft habe binnen 30 Minuten die Räder an Bordgenommen. Am 3. April, nachmittags 3 Uhr, wurden alle Segel festgemacht und die Räder in Bewegung gesetzt. In Savannah kam der Dampfer am 6. April, früh 4 Uhr, nach einer Fahrt von 8 Tagen und 15 Stunden an, während deren er nur 41½ Stunden unter Dampf gewesen war. Die Zeitung „Savannah Republican" brachte in ihrer Nummer vom 19. Mai die Ankündigung, am folgenden Tage werde die „City of Savannah", Kapitän Rogers, nach Liverpool abfahren. Fahrgäste könnten gut untergebracht werdne. Aber es meldeten sich keine, wohl aus Angst vor einer Kesselexplosion oder vor Feuer und so fuhr man am 21. Mai ohne Fahrgäste ab. Unterwegs begegnete dem Schiff ein amerikanischer Schooner, er sah den Qualm und fuhr jenem mit vollen Segeln nach, weil er Feuer vermuthete, konnte es aber nicht erreichen. Am 17. Juni fuhr es unter Dampf in die Höhe von Cork in Irland und auch hier glaubte man, ein brennendes Schiff zu sehen, weshalb man einen Zollkutter nachschickte. Auch dieser konnte es nicht erreichen und feuerte deshalb Schüsse ab, der Dampfer stoppte und ließ die höchlichst erstaunte Kuttermannschaft seine Einrichtungen besichtigen. Leider mußte am 18. Juni der Segelmeister dem Kapitän melden, es seien keine Kohlen mehr vorhanden, Dampf zu machen!

Man mußte also unter Segel bis Liverpool fahren, wo man nach einer Fahrt von 29 Tagen und 11 Stunden, davon 80 Stunden unter Dampf, ankam, bewilltommnet von vieltausendköpfigen Menge. Gerade damals hatte Jerome Bonaparte für Entführung seines Bruders aus St. Helena eine große Summe ausgesetzt, und deshalb mußte sich der unschuldige Dampfer während seines 25tägigen Aufenthaltes in Liverpool eine aufmerksame behördliche Bewachung gefallen lassen. Am 21. Juli verließ die „City of Savannah" mit Kohlenvorräthen versehen, Liverpool zur Fahrt nach St. Petersburg, erreichte am 9. August Helsingör, mußte 14 Tage in Quarantäne liegen und langte am 22. August in Stockholm an. Sechs Tage nach der Ankunft wurde sie von den königlichen Prinzen besucht, und am 1. September machte sie eine Vergnügungsfahrt mit Mitgliedern der Königlichen Familie, russischen Adeligen, Offizieren und Gesandten am schwedischen Hofe. Vier Tage später fuhr sie mit Sir Thom. Graham (Lord Lyndeck), der damals gerade den Norden bereiste, an Bord nach St. Petersburg. Da Sir Thomas gern gesehen hätte, wie das Schiff vom Dampf zu Segeln überging, so machte man das Manöver des Hereinnehmens der Schaufeln und zwar diesmal in 15 Minuten, was den mit der Uhr in der Hand beobachtenden Lord zu der Bemerkung veranlaßte, er tadle keinen Eingeborenen der Vereinigten Staaten, der auf sein Vaterland stolz sei, und wenn er jung wäre, würde er selbst hinfahren. In St. Petersburg kam die „City of Savannah" am 13. September an und machte drei Tage lang im Hafen Dampffahrten mit Mitgliedern des kaiserlichen Hauses, russischen Adligen und Standesgenossen an Bord. Sie fuhr in den 33 Tagen der Fahrt von Liverpool nach St. Petersburg mehr unter Dampf, als von Amerika herüber nämlich ungefähr 10 Tage oder genauer 239 Stunden. Am 10. Oktober wurde die augenblicklich stürmische Rückfahrt angetreten und des Sturmes wegen fuhr man ohne Dampf, bis man am 30. November, 10 Uhr abends, im Savannah-Flusse ankerte, die Segel bei Eintreffen der Fluth festmachte und unter Dampf bis an die Stadt gelangte. — Die Eigenthümer des Schiffes verloren leider bei dem im Jahre 1820, Savannah verheerenden Feuer ihr Vermögen, sie verkauften daher ihr Schiff, seine Maschine wurde herausgenommen, und es fuhr als Frachtschiff zwischen Savannah und New York; durch Schiffbruch fand es sein Ende bei Long Island.

Der Flug über den Montblanc.

Es waren Tage nervöser Spannung, die der Flieger Parmelin in Genf zu durchleben hatte, bis endlich die Stunde schlug, da er zu seinem kühnen Wagniß der Ueberfliegung des Mont Blanc starten konnte. Immer wieder kamen im letzten Augenblick aus Italien Wetterberichte, die eine Vertagung des Aufstieges gerathen erscheinen ließen. Nebel, Nebel, stets wieder Nebel. Parmelin wurde immer ungeduldiger, die Freunde hatten Mühe, ihn zurückzuhalten und zu trösten. Die Aufregung war groß, als Mittwoch früh die Eingeweihten erfuhren, daß am Nachmittag Parmelin unter allen Umständen aufbrechen wolle. Der Präsident der Schweizer Fluggesellschaft und der italienische Konsul Graf Laurenzana eilten um die festgesetzte Zeit auf den Flugplatz von Coller Bossy; eine Anzahl Flieger, Mechaniker und einige Journalisten waren anwesend. Die Nachrichten über die Wetterlage auf der italienischen Seite sind leidlich günstig, und länger will nun der Flieger die Spannung und Ungewißheit nicht mehr ertragen. Um ein Uhr beginnt die Prüfung des Aparats. Eine letzte Umarmung der Freunde, der italienische Konsul übergibt dem Flieger ein Schriftstück mit Grüßen an seine Landsleute, Parmelin lächelt und im nächsten Augenblick rattert das Flugzeug davon und steigt in die Höhe. Die Aufregung läßt alle schweigen. Bis zu 700 Metern schraubt sich das Flugzeug empor: dann entschwindet es in der Richtung auf das Massiv des Mont Blanc. Erst jetzt erklärt ein Freund Parmelins den Grund, der den Flieger zu dem Wagniß antrieb. Sein Ehrgeiz ist, Mitglied des Schweizer Fliegerkorps zu werden, aber nach den Vorschriften werden nur Junggesellen aufgenommen, während Parmelin verheirathet ist. Nun will er zeigen, daß Frau und Kinder einen Mann nicht hindern, kühne Wagnisse zu unternehmen und verwegene Leistungen zu vollbringen. In Aosta auf der italienischen Seite herrscht Aufregung und auch Zweifel. Schon viermal kamen aus Genf falsche Nachrichten, die den Abflug Parmelins meldeten. Wird er heute kommen? Trotz der leisen Skepsis sind alle Blicke auf den Horizont gerichtet, der Hauptplatz der Stadt ist von Neugierigen besetzt. Wird er kommen? . . . Da plötzlich rauscht es auf, erst eine Stimme, dann viele und zum Schlusse ein ganzer Sturm: „Eccolo, eccolo! Da ist er, da kommt er." Und deutlich sieht man fern im Einschnitt der Bergketten dunkel das Flugzeug im Sonnenlichte, sieht es näher kommen und beginnt das Rauschen des Motors zu vernehmen. Eine Viertelstunde später ist Parmelin vor der Stadt gelandet. Alles stürmt hinaus, die Behörden, die Menge und bestürmt den kühnen Flieger mit Fragen. Er beginnt zu erzählen. „Ja, was soll ich denn erzählen? Meine Eindrücke? Wenige, aber klare. Ich stieg langsam auf, und dann nahm ich geradenwegs Richtung auf den Mont Blanc, der sich prachtvoll vom blauen Hintergrund abhob. Während der ersten 1500 Meter kamen einige bange Augenblicke, ich fürchtete, die Fahrt nicht durchführen zu können, denn der Motor arbeitete nicht regelmäßig. Dann aber gelang es mir, ihn zu bändigen. Im Avre-Thal stieg ich sofort hoch empor, auf 3000 Meter, und hier kamen heftige Windstöße, die mich umherwarfen. Der Augenblick war gekommen, da ich absolute Herrschaft über meine Nerven gewinnen mußte: vor mir lag der Mont Blanc. In dieser Minute setzte ein starker Südwest ein, der mich vom Wege abtreiben wollte, es gab einen ziemlichen Kampf. Die Kälte war außerordentlich, noch jetzt ist meine Schulter halb erstarrt. Dann aber erreichte ich 5300 Meter Höhe, glitt über den Mont Blanc hin, stieg dann auf 4000 Meter hinab, und als ich fern in der Ebene große Nebelwolken sah, beschloß ich, bald zu landen. Ach, es war herrlich!" Voraussichtlich wird Parmelin auf dem gleichen „Wege" über den Mont Blanc nach Genf zurückkehren.

Plattdeutsche Zuaven. Der „Quickborn" gibt ein nettes Geschichtchen aus dem deutsch-französischen Kriege wieder. Reimers, heute ein Landmann in Schleswig, war kommandirt, in der Nähe des Denkmals der Jungfrau von Orleans einige Häuser nach französischen Soldaten abzusuchen. In einem Gebäude trifft er nun vier Zuaven, die sich anscheinend absichtlich gefangen nehmen lassen wollten. Unser Landsmann parliert nun, so gut es gehen will, mit den Afrikaleuten, bis einer von ihnen ihm auf die Schulter klopft und zu ihm spricht: „Kamerad, snack man lever plattdütsch, dat geiht beter as französisch. Wie sünd all veer von de Fremdenlegion un gebürtig ut Hannoverland. Wie willt uns doch nich von uns egen Landslüd dotschieten laten!".